



Bellinzona TI



Opfikon ZH



WILSG

Triumph der Hässlichkeit

Fast alle Neuüberbauungen hierzulande bestehen aus trostlos aneinandergereihten Klötzen. Weshalb das so ist und wie es anders ginge, analysiert Rico Bandle.

Manchmal hat man das Gefühl, sämtliche Architektinnen und Architekten in der Schweiz hätten nur eine Idee, wie Wohnsiedlungen aussehen können: anonyme graue Blöcke, parallel in Reih und Glied aufgestellt.

Kein Spaziergang, keine Zug- und Autofahrt ist mehr möglich, ohne diesen immer gleichen, trostlosen Kästen zu begegnen. Ob in den Städten, der Agglomeration, in ländlichen Gebieten, selbst den Alpendiförnern: Die Flachdachsiedlungen sehen überall gleich aus. Das Maximum an Gestaltung liegt beim Farbton der Fassaden, der zwischen grau und beige variiert – nicht gerade stimmungsaufhellend. Manchmal sind die Siedlungen fleischkäsefarben. Das gilt dann wohl als mutig.

Schön ist das nicht. Um ehrlich zu sein: Es ist ein Graus.

Dies ist nicht einfach bloss ein belangloses Urteil eines Laien, sondern wissenschaftlich bestätigt. «Untersuchungen zeigen, dass diese Architektur mit monotonen Formen und Fassaden den meisten Menschen nicht sonderlich gefällt», sagt Alice Hollenstein, Dozentin für Urban Psychology an der Universität Zürich und Inhaberin eines Beratungsbüros für Stadt- und Architekturpsychologie. «Bei Architekten schneiden simple Fassaden meist besser ab, weil sie gelernt haben, solche Schlichtheit zu schätzen.» Die meisten Leute hingegen bevorzugten Verzierungen und historisch angelehnte Elemente – «genau das, was in der Fachwelt bei Neubauten verpönt ist».

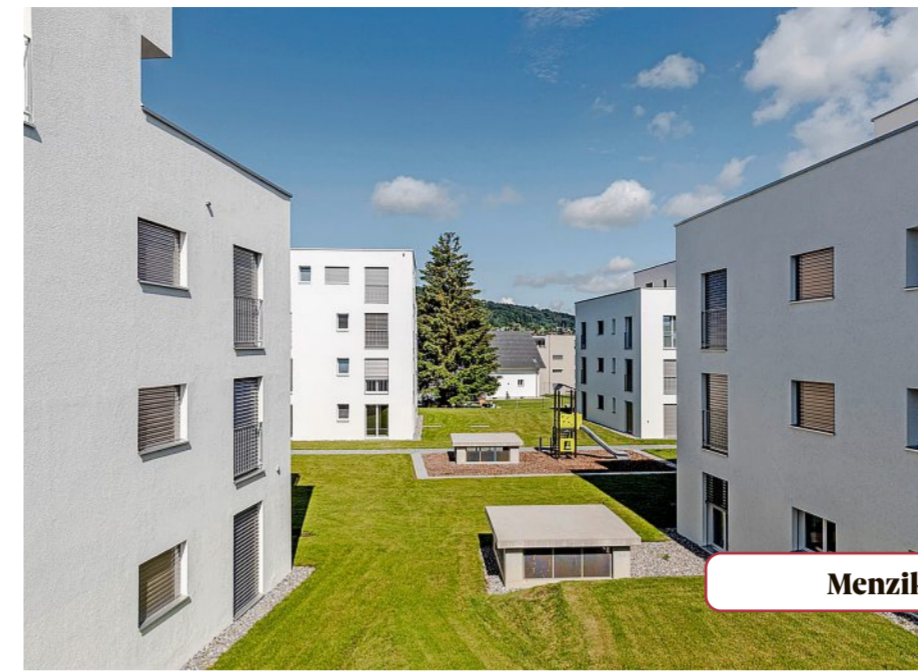
Wie weit die Vorstellungen von Schönheit auseinanderg-

hen, zeigt Hollenstein ihren Studenten jeweils anhand eines Betonhochhauses, das in einer Umfrage der Gratiszeitung «20 Minuten» zum «hässlichsten Haus der Schweiz» gewählt wurde. In Expertenkreisen jedoch genießt der Wohnblock aus den 60er-Jahren hohe Anerkennung. Der Architekt des Gebäudes, Rudolf Guyer, sagte nach der Wahl: «Hauptsache, Architekten gefällt das Triemli-Hochhaus.» Es sei «gestalterisch reich». Ein Vertreter des Schweizer Heimatschutzes gab ihm recht und forderte für das ästhetisch offenbar minderbemittelte Volk «bessere Bildung im Bereich der Baukultur».

Möglichst effizient nach industriellen Prinzipien

Die Neubausiedlungen, die derzeit überall aufgezogen werden, sind allerdings derart hässlich, dass sogar Fachleute sie nicht mehr verteidigen wollen. «Auch mich trifft eine gewisse Ratlosigkeit, wenn ich all die Siedlungen an den Stadträndern sehe», sagt Köbi Gantenbein, langjähriger Chefredaktor der Zeitschrift «Hochparterre» und so etwas wie der Architekturpapst der Schweiz. Er sieht drei Gründe, weshalb es zu dieser Misere gekommen ist:

1. Meist handle es sich bei den Bauherren um institutionelle Investoren, zum Beispiel Immobilien-Aktiengesellschaften, Anlagengelds oder Pensionskassen, die das Maximum an Wohnraum aus dem Grundstück herausholen möchten. Deshalb werde möglichst effizient nach industriellen Prinzipien gebaut.
2. Die Baugesetzgebung fördere die Uniformität. Jede Abwei-



Menziken AG

chung von der Norm – sei es bei der Dachform, den Baumaterialien oder der Fassade – bringe einen bürokratischen Mehraufwand mit den Behörden mit sich. «Oft ist das Schöne und Gute nicht möglich», sagt Gantenbein. 3. Der Markt folge der Nachfrage. «Die Leute wollen immer grössere Eigentumswohnungen, dieses Bedürfnis befriedigen die Cremschnitten-Klötze.»

Er will aber nicht nur schwarzmalen: «Es gibt durchaus auch architektonisch gelungene Siedlungen, nur gehen sie in der Masse unter.» Genossenschaften, die öffentliche Hand, aber auch einige grosse private Immobilienentwickler würden ihre Projekte oft ausschreiben und Architekturwettbewerbe durchführen, was zu besseren Resultaten führe.

Ob eine Wohnüberbauung als gelungen oder hässlich wahrgenommen wird, hängt laut Alice Hollenstein nicht nur von der äus-

seren Form ab, sondern auch von der Nutzung. «Damit die Gebäude nicht anonym wirken, ist ein sanfter Übergang vom Gebäude zum Aussenraum wichtig», sagt sie. Zum Beispiel durch gute Parterrewohnungen oder Gemeinschaftsflächen, die Individualität und Vielfalt zulassen: «Erlaube ich den Leuten im Erdgeschoss, ein paar Quadratmeter vor ihrer Wohnung selber zu gestalten, zum Beispiel mit eigener Bepflanzung, so erhält die ganze Siedlung gleich einen anderen, wohnlicheren Charakter.» Ansonsten sei die Gefahr gross, dass die ganze Anlage kalt und abweisend wirke.

Häufig braucht es blickdichte Vorhänge

In den Verkaufsprospekten werden oft die «grosszügigen Grundrisse» und die «lichtdurchfluteten Räume» hervorgehoben. Was auf den ersten Blick attraktiv erscheint, erweist

sich oft als weder zweckmässig noch besonders durchdacht: Die riesigen Fensterfronten sorgen zwar für viel Licht, erschweren aber die Möblierung. Zudem fühlt man sich ausgestellt wie in einem Schaufenster, vor allem, wenn wenige Meter daneben schon der nächste Block mit ebenso grossen Fenstern steht. «Damit man sich nicht beobachtet fühlt und mit Unterwäsche durch die Wohnung laufen kann, ist ein Abstand von mindestens 30 Metern erforderlich», sagt Hollenstein. Da dies oft nicht gegeben ist, behelfen sich die Bewohner häufig mit blickdichten Vorhängen, was den Wert der grossen Fenster wieder zunichtemacht.

Selbst wenn ein geometrischer Flachdachbau architektonisch hochwertig ist, erachten die meisten Menschen alte Häuser, zum Beispiel aus dem Jugendstil, als schöner und heime-



Zürich-Stettbach

liger. In den Städten sind Blockrandbauten aus der Jahrhundertwende mit Türmchen und anderen Fassadenverzierungen auch beim kunst- und architekturaffinen Publikum sehr gefragt. Stuckatur an den Decken gilt als besonders edel – vor allem, wenn sie richtig alt ist.

Weshalb also baut man heute nicht mehr so? «Mit den Anfängen des 20. Jahrhunderts hat sich in unseren Breitengraden der schlichte, rationale Baustil mit seinen klaren Formen durchgesetzt», sagt Alice Hollenstein. Die Bauhaus-Schule und Künstler wie Max Bill waren prägend, jeder Schnörkel, jede Verzierung galt als unnötig und kitschig. «Der Avantgarde-Architekt Adolf Loos schrieb bereits 1910 den wegweisenden Aufsatz «Ornament und Verbrechen». Noch heute scheinen dies viele Architekten verinnerlicht zu haben.» In der Schweiz hänge man besonders stark am schlichten Stil. «In nordischen Ländern hat man weniger Probleme, mit Farben und unterschiedlichen Fassadenformen zu spielen», sagt Hollenstein. Sie ist selbst regelmässig Jurorin bei Architekturwettbewerben. «Es ist oft schwierig, die Architekten zu mehr Vielfalt zu animieren. Ich denke, man hat etwas verlernt, vielfältig zu bauen, und befürchtet, damit ins Kitschige zu gleiten.»

International hat sich eine Art Befreiungsbewegung entwickelt. Prinz Charles, ein grosser Kritiker der modernen Architektur, begann 1997 mit dem Bau des Retortendorfs Poundbury mit lauter Häusern im alten englischen Stil inklusive Dorfplatz und Kirche. Fachleute verspotteten die Siedlung als «Disneyland». Der Ort allerdings entwickelte sich prächtig und gilt mittlerweile als sehr lebenswert.

Staufen AG



«Ich denke, die Architekten haben etwas verlernt, vielfältig zu bauen, und befürchten, damit ins Kitschige zu gleiten.»

Alice Hollenstein
Dozentin Urban Psychology



«Auch mich trifft eine gewisse Ratlosigkeit, wenn ich all die Siedlungen an den Stadträndern sehe.»

Köbi Gantenbein
Langjähriger Chefredaktor von «Hochparterre»

In den USA eröffnete 2017 die University of Southern California das «USC Village» mit über 2000 Studentenwohnungen, Restaurants und Begegnungszonen. Das Besondere am 700-Millionen-Dollar-Projekt: Die ganze Anlage wurde im gotischen Stil gebaut mit Häusern, Plätzen und Brunnen wie aus einem anderen Jahrhundert. «Disneyland meets Hogwarts», mäkelte der Architekturkritiker der «Los Angeles Times». Bei den Studenten aber ist der Campus sehr beliebt.

Auch hierzulande ist in vielen Bereichen ein Retrotrend feststellbar – nur bei der Architektur nicht, also ausgerechnet dort, wo niemand wegschauen kann. Während coole Bars in angesagten Stadtvierteln auf altes Mobiliar oder Design setzen, um für Schönheit und Gemütlichkeit zu sorgen, gilt das bei Gebäuden weiterhin als billig oder «fake».

Es wäre auch gar nicht unbedingt nötig, mit einer historisch anmutenden Fassade eine nicht vorhandene Vergangenheit vorzugaukeln, damit sich die Leute wohlfühlen. Es reichte bereits, sich bei den Materialien und dem Bauhandwerk wieder etwas mehr auf die Tradition und das Auge zu besinnen. Vor allem im Alpenraum gibt es viele herausragende Beispiele für moderne Gebäude aus lokalem Holz oder Stein, mit Rücksicht auf Ortsbild und Landschaft hochwertig gebaut. Sie versuchen, das Beste aus beiden Welten zu verbinden.

Davon ist man bei den meisten Standardüberbauungen leider weit entfernt.

Veranstaltungshinweis: «Die Wiederentdeckung des Schönen in Architektur und Städtebau»: Aula der Universität Zürich, 19. Mai, 17.30 Uhr (kostenlos). www.curem.uzh.ch